

Das Erwachen der Ukraine.

Zu beiden Seiten des Dnjepr's dehnt sich rechts bis zu den Karpathen, links bis zum Don eines der Länder, an die Europa am wenigsten denkt. In der westlichen Hälfte des weiten Gebietes wogt über der baumlos flachen Schwarzerde ein großer Teil des Weizens, der in guten Jahren unsere Märkte überflutet. Nach Norden hin verliert sich die allzu wilde und darum von Erschöpfung bedrohte Fruchtbarkeit langsam ins mittelrussische Waldgebiet. Im Süden kämpft das manns hohe Steppengras um die schwindenden Reste einer Herrschaft, die einst vom Prut bis zum Donec reichte. Von Osten her wehen gefürchtete Winde Wolken von Schnee und Staub heran, als wollten sie jedes Jahr an das Unheil erinnern, das durch dieses Einfallstor von Asien nach Europa gezogen ist.

Denn hier ist die Straße der ungeheuren Heuschreckenschwärme, die im Norden des Kaspiischen Meeres aufflogen und mehr als einmal bis Belgien hin alles verwüsteten. Hier wälzten sich im 4. und 5. Jahrhundert Goten und Hunnen westwärts und träumten auf ihren struppigen Pferden vom goldenen Rom. Von hier drang im 14. Jahrhundert der schwarze Tod in fast alle Länder Europas, und immer wieder brach aus den Brutstätten der unteren Wolga die Pest hervor. Die heißen Sommer und eisigen Winter dieses Flachlandes haben ungezählte Kämpfe gesehen. Tausende von Flüchtlingen der menschlichen Gesellschaft sind hier als Helden oder als Verbrecher gestorben. Ein Meer von alten Viedern rauscht unter dem farbenglühenden Abendhimmel in unbegrenzte Fernen.

Der sagenumklungene Dnjepr ist die Lebensader des Landes, sein Herz ist das ehrwürdige Kiew, die Mutter der russischen Städte. Jahrhunderte vor der Gründung Moskaus brachten byzantinische Kaufleute die Kunde vom Christentum hierher, bulgarische Priester gewannen die ersten Gläubigen, und als im Jahre 989 Fürst Wladimir unter ähnlichen Umständen wie der Franke Chlodwig die Taufe angenommen hatte, ward Kiew zu einem neuen Mittelpunkt byzantinischer Kultur. Griechische Meister errichteten Prachtbauten, Klöster und gelehrte Schulen entstanden, und eine wachsende Schar von Sendboten trug Glauben und Bildung ringsum ins

russische Land. Wladimirs Sohn Jaroslaw (1019—1054) sah die Stadt im höchsten Glanze. Der zeitgenössische Geschichtschreiber Adam von Bremen durfte sie kühn neben Konstantinopel stellen. Hunderte von Kirchen prangten im Schmuck ihrer Kuppeln und Mosaiken. Das berühmte Höhlenkloster entwickelte sich zu einem der wichtigsten Kulturherde für ganz Rußland. Acht Märkte versammelten Kaufleute aus dem griechischen Reiche und aus Ungarn, sogar aus Deutschland, Holland und Schweden. Die mächtigsten europäischen Fürsten bis hinauf zu Heinrich I. von Frankreich knüpften mit Jaroslaw verwandtschaftliche Beziehungen an, die nordischen Sagas kündeten seinen Ruhm, und das dankbare russische Volk nannte ihn den Weisen.

Unter den Söhnen Jaroslaws entstand Streit um die reiche Erbschaft, zu der außer Kiew auch die umliegenden Fürstentümer gehörten. Isjaslaw, dem Kiew zugefallen war, suchte gegen seine Brüder bei den Polen, bei dem deutschen Kaiser Heinrich IV., zuletzt sogar bei Papst Gregor VII. Hilfe, obgleich doch Michael Kerularios den Osten im Jahre 1054 von Rom endgültig losgerissen hatte. Die Kriege folgten sich nun so unaufhörlich, daß Fürst Wladimir Monomach, der 1125 starb, in seinem Testamente sagen konnte: „Im ganzen habe ich 83 Feldzüge geführt, die kleineren nicht gerechnet.“ Von den Teilsfürstentümern schwang sich Halysch am Dnjestr, dem Namen nach das Stammland des heutigen Galiziens, unter Roman, dem Papst Innozenz III. vergebens die Königskrone anbot, zu einer Macht empor, die das polnische Nachbarreich überflügelte. Ungarn und Polen kämpften nach Romans Tode (1205) um das Land, während Kiew schon im Jahre 1169 von Mstyslaw, dem Fürsten des nördlich gelegenen Wladimirs, erobert und all seiner Schätze beraubt worden war. Die Zeit des Glanzes war dahin. Bald brach die schlimmste Knechtschaft herein.

Der Dschengis Chan Temudschin vernichtete mit seinen Mongolen an einem Sommertag des Jahres 1223 die gesamte russische Streitmacht. Im Jahre 1240 wurden Kiew und Halysch von der Goldenen Horde erobert. Und nun begann die trostlose Tatarenherrschaft, unter der die russische Seele das wortlose Kriechen vor asiatischer Willkür lernte. Der Franziskaner Johannes von Piano di Carpine, der um diese Zeit als päpstlicher Gesandter zum Mongolenchan reiste, berichtet, daß ein Drittel der unverheirateten Männer und Frauen und je einer von drei unerwachsenen Brüdern ins tatarische Lager geschleppt worden seien. Die übrige Be-

völkerung habe entweder eine der Kopfzahl gleiche Menge von Pelzen liefern oder ebenfalls in die Sklaverei gehen müssen.

Ein neuer heidnischer Eroberer machte dieser Bedrückung ein Ende. Litauen hatte schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit Wladimir und Halysch gekämpft. Im 14. Jahrhundert waren die litauischen Großen der russischen Kultur erlegen: in den Schlössern und Kanzleien herrschte die Sprache von Kiew, ein großer Teil des Heeres, die Führer nicht ausgenommen, war russisch. Der litauische Großfürst Gedymin, der Gründer von Wilna, war der mächtigste Herrscher Osteuropas. Sein Sohn Algier eroberte Kiew und brachte in das von den Tataren verödete Land neues Leben. Als dann 1386 Wladyslaw II. Jagiello dem Heidentum entsagte und durch seine Heirat mit der polnischen Kronerbin Hedwig Litauen und Polen vereinigte, ward das kleinrussische Land dem Einflusse Roms und der Bildung des Westens nahegebracht, während das großrussische Moskau die Schmach der tatarischen Knechtschaft weitertrug.

Und nun konnte man im vollen Sinn von einer „Ukraine“, d. h. einem Grenzland, reden. Denn die litauischen Großen, die Czartoryski, Korecki, Danckoronski, Wisniowiecki und andere, die auf kleinrussischem Boden ungeheure Ländereien in Besitz nahmen, mußten ihre Wachsamkeit stets auf die Grenze gerichtet halten, hinter der die Tataren mit neuen Raubzügen drohten. Infolgedessen bildete sich hier, anfangs in fürstlichen Diensten, später in trotziger Unabhängigkeit, eine stets kampfbereite Schar, die auch ihrerseits plündernd in tatarisches Gebiet eindrang und deshalb von den Tataren „Kosaken“, d. h. Freibeuter, genannt wurde. Ihr Hauptlagerplatz war die Sitsch, südlich von den Stromschnellen des Dnjepr. In Rotten von 150 Mann geteilt, bewohnten hier die Krieger umzäunte Hütten, die mit Pferdefellen gedeckt waren. Sie nährten sich von Sauerteig und Fischen. Kein Weib durfte die Sitsch betreten, und die Frömmigkeit stand in hohen Ehren. Alle waren einander gleich und wählten jährlich den Ataman, dem sie unbedingten Gehorsam schwuren. Jeder Streit war unter schwerer Strafe verboten. Wer Christen beraubte, wurde gehängt. Dagegen galt der Kampf gegen die Ungläubigen diesen halbwilden Nachfolgern der westeuropäischen Ordensritter als vornehmste Lebensaufgabe.

Mit unwiderstehlichem Zauber lockte das freie Kosakentum allmählich die ganze Ukraine in seinen Bann. Wen eine unerträgliche Schuld drückte, wer nach Abenteuern lechzte, wem der bäuerliche Frondienst zu schwer ward, der floh in die Sitsch. Da sprengte er tagsüber mit kühnen

Männern durch die duftige Steppe, und wenn er abends, an seine Hütte gelehnt, träumerisch den weidenden Pferden zuschaute und die stille Majestät des Sternenhimmels ihn umfing, dann flossen Natur und Seele in eines jener Volkslieder zusammen, in denen nur die Südslawen mit den Kleinslawen wetteifern können. Der Strom dieser Dichtung ist in vortatarischer Zeit entsprungen und bis heute nicht versiegt. Seitdem Gertelew und Makymowitsch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre bahnbrechenden Sammlungen unternahmen, besonders aber, seitdem um die Mitte des Jahrhunderts Kostomarov seine weitverzweigten Forschungen bekannt gab, bewunderten alle, die den Viederschatz des kleinrussischen Volkes im Urtext zu lesen vermochten, den Wohlklang der Sprache, das innige Naturgefühl und die Vergeistigung der Liebe. Die meisten Lieder sind so traurig wie das auch sonst für die ganze Art charakteristische vom toten Kosaken und seinem Pferde. Eine wortgetreue Übertragung in deutsche Reime ist angesichts der Fülle kleinrussischer Reimwörter leider ein aussichtsloses Beginnen. Der tote Kosak liegt in der rauschenden Steppe. Scharfes Niedergas deckt ihm die Beine, eine Sahlweide den gelben Leib, ein Tuch die weißen Hände, rote Seide das leuchtende, liebe Gesicht. Ihm zu Häupten krächzt ein Rabe, ihm zu Füßen weint sein Roß, das mit dem Huf die Erde schlägt und den toten Herrn fragt, ob es nun einem Türken oder Tataren gehören müsse. — Dich bekommt kein Türke, kein Tatar, du treues Roß, sondern laufe, laufe durch die dunkeln Wiesen die bekannten Pfade zum Hof und poche mit dem Huf ans Thor. Und es wird ein altes Mütterlein hervortreten, des Kosaken liebe Mutter. Die wird dich beim Bügel nehmen, wird dir Heu reichen und Hafer und frisches, frisches Wasser, und unter Tränen wird sie nach mir fragen. Aber sage nicht, du liebes Roß, ich sei tot, sondern sage, ich sei vermählt, ich hätte mir zur Braut genommen im freien Felde die teure Erde. Wo der Wind nicht weht, wo die Sonne nicht brennt, ohne Fenster und Türen schlafe der junge Kosak.

Der polnische Staat, der sich im Jahre 1569 durch die Lubliner Union Kiew, Wolhynien und Podlachien förmlich einverleibt hatte, machte mehrmals den Versuch, die freien Kosaken in seinen Dienst zu nehmen, aber die Hindernisse erwiesen sich als zu groß. Jeden Augenblick konnte die unbezähmbare Kampflust dieser gefürchteten Grenzwächter, die sich bis vor die Tore von Konstantinopel wagten, einen Krieg mit der Türkei heraufbeschwören. Zudem wollte der polnische Adel natürlich nicht dulden, daß

unzufriedene Bauern in hellen Haufen die herrschaftlichen Felder im Stiche ließen und auf den besetzten Flußinseln der Sitsch des Verfolgers spotteten. Und seit die Union von Brest (1596) die Rückkehr der Schismatiker in die römische Einheit angebahnt hatte, verschärfte sich der Gegensatz zwischen Polen und Kleinrussen erst recht. Alle gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Vorteile lagen auf seiten der Polen. Ihre westliche Kultur stand hoch über den ärmlichen Trümmern byzantinischer Bildung, der Zutritt zu den maßgebenden Staatsstellen blieb den Kleinrussen erschwert oder verschlossen, und die schismatische Geistlichkeit war ungeachtet der Bemühungen des gelehrten Metropoliten Peter Mohyla der lateinischen auf die Dauer nicht gewachsen. Die unierten Priester und Mönche des slawischen Ritus erhoben sich nur langsam aus ihrer wissenschaftlichen Rückständigkeit und religiösen Rauheit. Trotz der Reform des Basilianerordens, die den Jesuiten übertragen wurde, und trotz so glänzender Gestalten, wie es die Erzbischöfe Jan Belamyn Rutkij und der hl. Josaphat Kuncewytj waren, vermochte die Kirche des Ostens ihren Besitzstand nicht zu behaupten. Der Adel, der besonders in den Schulen der Jesuiten von früher Jugend an die lateinische Kirche kennen lernte, machte von dem damals noch geltenden Rechte, aus dem griechischen in den lateinischen Ritus überzutreten, reichlichen Gebrauch, und so verlor das Kleinrussische, da die Übergetretenen zugleich Polen wurden, in den führenden Kreisen des Landes immer mehr Boden.

Alle diese politischen, sozialen und religiösen Gegensätze entluden sich vom Ende des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts in blutigen Aufständen, die von den Polen nur mit äußerster Anstrengung niedergeworfen wurden. Als der letzte und berühmteste Held dieser Kämpfe, der Ataman Bohdan Chmelnyckij, sich ohne fremde Unterstützung nicht mehr zu halten vermochte, schickte er mit Zustimmung des größten Theiles der Kosaken im Jahre 1653 Gesandte zum moskauischen Zaren Alexej, der dann im folgenden Jahre Kleinrußland mit seinen großrussischen Besitzungen vereinigte. Die anfangs mit Jubel begrüßten Moskowiter enttäuschten sehr bald. Während des nordischen Krieges versuchte der in den Dichtungen vieler Völker fortlebende Ataman Mazepa die Ukraine mit schwedischer Hilfe zu befreien. Das Wagnis mißlang. Peter der Große ließ die Sitsch durch Alexander Menschikow erobern. Ein letztes Mal flammte der Aufruhr unter Katharina II. empor. Das war das Ende. Im Jahre 1775 zerstörte Potemkin die Inselfestungen der Sitsch, und acht Jahre darauf verhängte die Kaiserin über alle kleinrussischen Kronbauern die Leibeigen-

schaft, die erst 1861 aufgehoben wurde. Das Land von Halysch war 1772 durch die erste Teilung Polens an Österreich gefallen.

Ein kurzes Jahrhundert strahlenden Lebens, acht Jahrhunderte lang-samen Sterbens — das war alles, was Byzanz seinem bevorzugten Tochterlande zu geben vermocht hatte, alles, wozu der kleinrussische Stamm aus eigenem fähig schien. Aber noch glühte in der Seele des Volkes ein verborgener Lebensfunke: politisch war es tot, literarisch wachte es auf. Raum waren seit dem Untergang der Sitsch zwei Jahrzehnte verflossen, da erstand dem zerstörten Dnjeprtroja sein Sängere. Iwan Kotljarewstschj begann eine Travestie der Aeneis mit den Versen:

Aeneas war ein wackerer Junge,
Ein Bursche — durch und durch Kosak!

Der Geist Scarrons und Blumauers feierte in der Ukraine eine edlere Wiederkunft. Unter den derben Formen der Travestie versteckte sich die Trauer um das Leid des Landes und manches heilsame Wort zu seiner Rettung. Die fernste Vergangenheit stieg aus der Nacht des Vergessens empor, und Kotljarewstschjs Werk wurde zum Morgenrot einer neuen Zeit. Im Jahre 1837 erwachte auch Ostgalizien. Marchan Schaschkewytsh hatte auf der Lemberger Universität die Aeneis Kotljarewstschjs kennen gelernt und sich daran und an den von Maksymowytsh herausgegebenen kleinrussischen Volksliedern zu Dichtungen im selben Geist und in derselben Sprache entflammt. Seine Viedersammlung „Rusalka Dniſtrowaja“ wurde zu einem nationalen Ruhmesdenkmal auf seinem frühen Grabe. Neben den Landedelmann Kotljarewstschj und den Landpfarrer Schaschkewytsh trat endlich der Bauernsohn und spätere Offizier Georg Fedkowytsh aus der Bukowina und eroberte mit seinen Huculengeschichten der ukrainischen Bewegung neues Land und der langsam sich bildenden literarischen Sprache neue Farben und Töne.

Unterdessen aber stand schon in bewunderter Höhe als hellster Stern der kleinrussischen Literatur Taras Schewtschenko. Als Leibeigener 1814 geboren, unstet als Bedienter, Maler und politischer Flüchtling sein hartes Leben fristend, gab er in den Liedern seines „Kobzarj“ allen Leiden und Hoffnungen der kleinrussischen Seele einen so unmittelbaren Ausdruck, daß Kotschumarow von dem gewaltigen Einfluß dieses Dichters ohne Übertreibung sagen durfte: „Ein Dichter wie Schewtschenko malt nicht nur das Volksleben, besingt nicht nur die Gefühle und die Taten des Volkes, er ist seinem Volke Führer, Aufwacker zu neuem Leben, Ständer der Zukunft.“

Das wirkliche Verdienst Schewtschenkos entspricht gewiß zu einem großen Teile dieser Wertschätzung, aber um im vollen Sinne Führer seines Volkes sein zu können, hätte er die großen, ewigen Fragen der Menschheit klarer und ruhiger überschauen müssen. Daran hat ihn sein kurzes Leben und sein hartes Geschick gehindert.

Das Aufblühen der kleinrussischen Dichtung, die ihre beste Kraft aus der großen Vergangenheit schöpfte, steigerte naturgemäß das nationale Bewußtsein. Alle Teile des Volkes, mochten sie auf russischem Boden, in Galizien, in der Bukowina, in Ungarn wohnen oder jenseits der Meere eine neue Heimat gefunden haben, begannen sich als Einheit zu fühlen. Diese Anschauung stimmte aber weder zu den politischen Zielen der Großrussen noch zu ihrer nationalen Wissenschaft, und so begann um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Streit, der bis heute nicht verstummt ist. Die Großrussen möchten die Ukraine einfach als eine südliche, infolge ihrer günstigen Lage früher als der Norden kultivierte Provinz des gesamt-russischen Vaterlandes betrachten. Volk und Sprache seien im Grunde eins, die Unterschiede reichten höchstens so weit, daß man von verschiedenen Stämmen und Mundarten sprechen könne. Die Kleinrussen selber vertreten eine ganz entgegengesetzte Ansicht, die Michael Hruschewskij im ersten Kapitel seiner „Istoriia Ukrainy-Rusy“ gut zusammenfaßt. Der geschichtliche Name des Landes sei Rusj, der des Volkes Rusyn, als Eigenschaftswort russkij. Aber in der Zeit, wo das Staatsleben des Volkes daniederlag, seien diese Bezeichnungen auf die Großrussen übergegangen, deren Kultur sich in den Bahnen des alten kleinrussischen Reiches weiterentwickelt habe, so daß Moskau sich, besonders auch infolge des Zusammenhanges der Herrscherhäuser, als den Erben von Kleinrußland betrachte. Als im 17. Jahrhundert die Ukraine von Polen an Moskau überging, habe sich das Bedürfnis der Unterscheidung eingestellt und die Großrussen hätten ihm durch künstliche Bezeichnungen gerecht zu werden versucht. Der damals amtlich angenommene Name Kleinrußland habe sich lange gehalten. Er sei übrigens schon ziemlich alt, denn schon im 14. Jahrhundert nenne sich Georg Woleslaw dux totius Russie minoris. Eine Reihe bedeutender Philologen halte das Kleinrussische für eine eigene Sprache, eine Reihe anderer, besonders großrussischer, bloß für eine Mundart. Die Grenzen zwischen Sprache und Mundart seien ja in der Wirklichkeit sehr schwer zu ziehen, aber die Bedeutung einer Sprache für die Kultur hänge offenbar von der Kulturkraft des Volkes und nicht von den Begriffsbestimmungen der Sprachforscher

ab. „Mag man die ukrainisch-russische Sprache eine Mundart oder eine Sprache nennen, jedenfalls muß man zugeben“, sagt Hruschewskyj, „daß die ukrainischen Mundarten eine gewisse sprachliche Einheit bilden, die sich in den Grenzgebieten allerdings den benachbarten slawischen Sprachen, dem Slowakischen, Weißrussischen, Großrussischen, Polnischen, nähert, während sie sich in allen den Mundarten, die ihren wichtigsten und am meisten charakteristischen Kern bilden, von jenen benachbarten und am nächsten verwandten slawischen Sprachen durch eine ganze Reihe phonetischer (besonders in der Vokalisation), morphologischer und syntaktischer Eigenheiten stark unterscheidet.“ Ebenso sei der Menschenschlag von den Nachbarn anthropologisch und psychophysisch verschieden und bilde eben wegen dieser Verschiedenheiten eine lebendige nationale Einheit, ein „Volk“.

Am 5. Juli 1876 verbot die russische Regierung den Druck aller kleinrussischen Bücher mit geringen Ausnahmen. Dadurch wurde Ostgalizien, das katholische Ruthenenland, in dem doch höchstens ein Zehntel der Kleinrussen wohnt, zum Hauptsitz der ukrainischen Bewegung. Sie stieß auch hier auf Hindernisse mancherlei Art. In den Städten herrschen die Polen oder die Juden. Weder im Landtage noch im Reichsrat konnten sich die Ruthenen bisher den Anteil erringen, den sie nach ihrer Zahl glauben beanspruchen zu dürfen. Von den Mittelschulen sind nur wenige ruthenisch. Die Lemberger Universität zählt wohl eine Anzahl ruthenischer Lehrstühle, aber die Ruthenen wünschen für ihre Sprache eine Volluniversität, und sie begründen diesen Wunsch mit dem Hinweis auf Tatsachen. Es gibt nämlich viele Hunderte von ruthenischen Studenten, eine Anzahl von Professoren ruthenischer Abstammung lehrt an fremden Hochschulen, und die kleinrussische Sprache ist für den wissenschaftlichen Betrieb genügend durchgebildet. Auf den ersten Blick scheinen die Forderungen, die von 3 bis 4 Millionen Ruthenen gegenüber 3 bis 4 Millionen Polen erhoben werden, durchaus berechtigt zu sein. Dennoch werden gegen ihre bedingungslose Annahme von den Polen geschichtliche, wirtschaftliche und soziale Bedenken geltend gemacht, die nicht einfach von der Hand zu weisen sind. Die Verhältnisse können wegen ihres politischen Einschlags hier nicht ausführlich dargelegt werden; sie sind ohnehin so verwickelt, daß ein Fremder, auch wenn er sich im Lande ernstlich umgesehen hat, nur schwer zu einem sichern und unparteiischen Urteile kommt.

Dagegen kann sich auch ein Ausländer der Wahrnehmung nicht verschließen, daß die Kulturschicht, auf der die Ernte einer besseren Zukunft

reifen mußte, noch recht dünn ist. Die Zahl der Analphabeten ist außerordentlich groß, die der Zeitungen, Zeitschriften und Bücher schon deswegen verhältnismäßig gering. Mehrere Vereine für Volksbildung und auch einige wissenschaftliche und literarische Gesellschaften, besonders die im Jahre 1873 gegründete Schewitschentogesellschaft, entfalten eine rührige Tätigkeit, aber bei der ungeheuren Ausdehnung ihres Arbeitsfeldes erzielen die beschränkten Mittel keinen durchschlagenden Erfolg. Als ich vor zehn Jahren eine Studienreise durch Ostgalizien machte, fand ich in einer Nummer des Lemberger „Ruślan“ einen Artikel, der die ruthenischen Bauern aufforderte, ihr Haar in Zukunft scheren zu lassen. Langes Haar sei nur bei Frauen schön. Wenn es dem einen oder andern Mann leidlich stehe, so sei es doch bei der Arbeit, zumal bei der Ernte, unpraktisch. Man schmiere es ja mit Schmalz ein. Das sei für den Träger und die Nachbarn kein angenehmer Geruch, und Kragen und Bettzeug litten Schaden davon. Das Haarschneiden koste im Jahr höchstens 90 Kreuzer, also wahrscheinlich weniger als das Einreiben mit Schmalz. Es solle nur einmal jemand im Dorfe das Haarschneiden lernen, selbst wenn er deshalb einige Zeit in die Stadt zu einem Meister müsse — was sei denn dabei? Man könne übrigens jetzt Maschinen zum Haarschneiden kaufen. Wo mehrere Männer im Hause seien, mache sich so ein Ding bald bezahlt. Die Bauernvereine sollten niemand aufnehmen, der sich das Haar nicht wolle scheren lassen. Nur der Wilde trage das Haar noch lang, der zivilisierte Mann trage es kurz. — Ich mußte an die Bartverordnungen Peters des Großen denken. Niemand wird dem Aufwärtsringen eines armen Volkes seine Achtung versagen dürfen, aber niemand wird auch leugnen können, daß von der Kulturstufe, auf der solche Artikel geschrieben werden müssen, noch ein weiter Weg bis zur Höhe ist.

Leider herrscht bei den Führern keine Einheit über die Richtung des Aufstieges. Ein nicht unbeträchtlicher Teil erwartet das Glück von Rußland, während die überwiegende Mehrheit Rußland als den ärgsten Feind des ukrainischen Volkstums haßt. An der Spitze dieser Mehrheit stehen nur zu oft Männer, die nicht tief genug in die Geschichte und die Gedankenwelt Europas hineingeschaut haben. Sie halten kurzfristigen Radikalismus für echten Fortschritt und übernehmen leichtgläubig als gesicherte Wissenschaft, was die gerade hochgehende Flut an ihren einsamen Strand wirft. Es ist vorgekommen, daß einer ihrer glänzendsten Stilisten seine Kunst an die Übersetzung eines seichten Aufklärerichts verschwendete. Auch

Iwan Franko, der angesehenste Dichter der letzten Zeit, hat mit seinen Werken oft verderbliche Wirkungen ausgelöst.

In glücklicher Weise vereint eine erlesene Schar von Basilianermönchen und Weltgeistlichen mit der theologischen Bildung des Westens feurige Begeisterung für die ehrwürdige Liturgie des Ostens. Der russischen Seele ist dieser Ritus weit mehr als ein erhabener Ausdruck der Gottesverehrung: er ist zugleich die Weihe alles nationalen Empfindens und die religiös verkörperte Summe aller großen Gedanken des Lebens. Die Kleinrussen sind das einzige slawische Volk, das, obwohl es ganz diesem Ritus angehört, doch geschlossen zusammenwohnende Millionen von Katholiken zählt. Mag nun der Traum einer politisch unabhängigen Ukraine, die von mehr als 30 Millionen Menschen bewohnt würde, Wirklichkeit werden oder nicht, wenn der Weltkrieg dem russischen Volke irgendwie die religiöse Freiheit erkämpft, dann eröffnet sich den katholischen Ruthenen eine Mission von unabsehbarer Bedeutung. Als nach dem japanischen Kriege einen Augenblick die Fesseln der Gewissensknechtung fielen, warfen sich Hunderttausende der alten Mutterkirche in die Arme. Rußland wartet sehnsüchtig auf die Botschaft, der die Westslawen und die germanischen und romanischen Völker Christentum und Kultur verdanken. Die andere Botschaft, die im 10. Jahrhundert von Byzanz kam, hat weder dem russischen Christentum noch der russischen Kultur dauerndes Leben eingehaucht. Aber die Seele Rußlands erschrickt vor dem Gedanken, daß katholisch werden soviel heiße wie lateinisch werden. Deshalb sind die galizischen Ruthenen, deren Religion katholisch und slawisch zugleich ist, die berufenen Vermittler des Friedens zwischen Rußland und Rom. Sie würden die Stunde segnen, wo sie das heilige Licht, das einst vom Osten ausgegangen ist und nun seit Jahrhunderten mit seinem reinsten Glanze den Westen beglückt, von neuem nach Osten zu ihren kleinrussischen Brüdern tragen dürften. Und wenn dieses Licht über dem alten Boden jener Steppe strahlt, die das Blut von Märtyrern der kirchlichen Einigung getrunken hat, dann wird die Ukraine zu ihrer weltgeschichtlichen Aufgabe glorreich erwachen.

Jakob Overmans S. J.